Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 16

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Otto Ernft in Bafel. Bor einiger Zeit war Otto Ernst bei uns zu Gast, ein Dichter aus dessen Schriften uns der Flügelschlag eines mächtigen, eigenartigen und vor allem vielseitigen Talents ent= gegenrauscht, dessen hohe und vornehme Begabung sich in verhältnismäßig furzer Beit den Weg in die weitesten Kreise gu bahnen wußte. Otto Ernst ist nicht einer von denen, die à tout prix als modern gelten wollen. Seine Sachen atmen ben Geist einer durchaus starken und zugleich selbstbewußten Individualität, und wenn sich der Dichter je und je seiner Besonder= heit und seiner eigenen Wege freut und dieser Freude in seiner Art Ausdrud gibt, so tut er recht daran. Man darf ihm ob seines ausgesprochenen Gelbstbemußt= seins nicht zürnen, es ist immer noch beffer seine eigene Meinung zu haben, als mit der Masse zu heulen. Er wird sich nie irgend einer Fessel unterwerfen, und darin liegt wohl seine Zukunft, darin liegt das Geheimnis seiner ungebrochenen, immer jungen Kraft und seines reichen Schaffens.

Man war gespannt, den Dichter, dessen Roman "Asmus Semper, der Jüngling" seit einiger Zeit im Feuilleton der "Basler Nachrichten" erschien, persönlich kennen zu lernen, man wollte den Mann, der so viel Schönes und Neues über Kindererziehung und Kinderrecht zu sagen wußte, einmal von Angesicht zu Angesicht sehen und so war denn der neue Kasinosaal dicht besetzt, und man konnte sich des Gefühls nicht erwehren, als trete man in einen Freundesskreis des Dichters, in seine Gemeinde, die sammengesunden, um sich an des Meisters Werken zu freuen.

Er begann mit einem Kapitel aus seinem neuesten Roman "Asmus Semper, der Jüngling", mit jener unendlich zarten Liebesgeschichte, in der Asmus Sempers stammelndes Werben um Hilde Chavonne erzählt wird, eine Dichtung für sich, wie

fie eben nur ein Dichter ichreiben fann. der tief im Leben murzelt und der die Welt mit Kinderaugen ansieht. Da ist eine Tiefe der Empfindung und ein Zauber zartester Stimmung, die uns entzücken und froh werden laffen. Der Dichter fieht und fühlt alles neu, und diese Reuheit der Empfindungen und Gedanken wird durch einen gang persönlichen meisterhaften Stil dem Zuhörer vermittelt. Und dann las er aus seinen Gedichten, den "Hym= nus an die Bäume", "Unsterblich", "Fried= hof in Hannover", "Ein Freudentag". Otto Ernst ist ein Formtalent ersten Ranges, tiefer angelegt als die üblichen Lyriker der neueren Zeit, einer, der das Leben studiert, nicht aus Büchern, sondern in der Wirklichkeit. Was er gibt, das sind Extrafte seines Lebens, ergreifende Epi= soden, die er auf seinen Wanderungen und Reisen und Spaziergängen, in seiner Jugend und in seiner Familie erleben durfte und die er in stiller Stube zu Dichtungen wandelte. Ich denke an das herrliche Gedicht "Unsterblich". In seinen "Siebzig Gedichten", aus denen der Dichter vorlas, besitzen wir eines der bedeutendsten modernen Bücher. Große Gedanken und mächtige Gefühle sind da in sublimster Form ausgesprochen. Der laute Erfolg seiner Dramen hat diese mahrhaft wert= vollen Geschenke seines Dichtergenius eine Beitlang zu unterdrücken gedroht, fie werden nun wieder zu neuem Leben und ju neuer Würdigung erstehen, durch die Bermittlung des Dichters selbst. Und als er uns aus seinem fröhlichen Buche "Appel= schnut" vorlas, da zeigte er uns, daß er mit sonnigem Blid in Kindergemütern zu lesen versteht und daraus seine besten humoristischen Schätze hervorgeholt hat, doch auch manches Ernste und Nachdenkliche. Aber trot aller Buch= und Theaterer= folge hat er niemals den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben verloren, nie das Interesse eingebüht für praktische Fragen und die Sorgen des Alltags. Dasfür spricht doch deutlich genug seine unermüdliche erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiete der Kindererziehung. Und in allen seinen Streitschriften lacht jener herrliche ungebrochene Humor, der den sachlichsten, trocensten Ausführungen den Erfolg sichert.

Eine geistreiche Stizze "Zweierlei Ruhm" bildete den heiteren Schluß des wertvollen Abends. Eine Stizze, die das "Berliner Tageblatt" vor einigen Wochen veröffentlichte und in welcher der Dichter jene mumpiziöse Art des Ruhmes kennzeichnet, die mit dem Menschen, seinem Werk und seinem Verdienst nicht das Geringste zu tun hat, "die nichts ist als eine Resonanz in hohlen Köpfen und offenen Mäulern und die deshalb allerzdings vortrefslich in unsere Zeit paßt".

Der liebenswürdige Dichter und feinsinnige Causeur eroberte sich die Herzen der Hörer im Nu, die ihm denn auch für seine schönen Gaben reichen Beifall zuteil werden ließen.

K. H. M.

Zürcher Stadttheater. Oper. Wie in andern Schweizer Städten, so hat auch hier Frau Marguerite Sylva von der komischen Oper in Paris als Carmen und Margarethe im "Faust" gastiert. Sie fand auch hier begeisterten Beifall, was sich auch darin äußerte, daß Counods "Faust", nachdem das leider durch die vielen reisen= den Carmen als Gastspieloper etwas ab= gespielte Meisterwerk Bizets das Theater nicht zu füllen vermocht hatte, ein bis auf den letten Plat besetztes Saus zeigte. Frau Sylva, die vor etwa zwei Jahren durch ihre Carmen mit einem Schlage zur Pariser Berühmtheit und zu einer eigent= lichen Anziehungsfraft der komischen Oper geworden war, hatte diesen Erfolg voll= ständig verdient. Ihre Carmen ging nicht von der wilden Sinnlichkeit und der un= gebändigten Leidenschaft aus, die nach einem Axion der modernen Zeit als Spezialattribute der meridionalen Bölker gelten und daher in das "spanische" Stud hineininterpretiert werden, sie dachte auch nicht an die exotische Kuriosität, als welche

Carmen bei Mérimée in der Quelle der Oper erscheint, sondern sie bildete sich ihre Auffassung auf der einzigen natürlichen Grundlage, auf der Oper selbst und vor allem auf der Musik Bizets. Wie diese wohl etwas spanischen Einschlag enthält, um den Reiz des fremdartigen Kolorits nicht zu verlieren, dabei aber doch nie auf französischen Geschmad und französische Feinheit verzichtet, so auch Frau Sylva als Carmen. So temperamentvoll und leidenschaftlich sie auch spielte, so fiel ihre Darstellung doch nie aus der Sphäre der Kunst heraus. Schon ihr Kostum war bezeichnend. Statt der grellen bunten Farben, die wir für die spanische Tracht verlangen, gemilderte, mit Parifer Ge= schmack fein zusammengestellte Farben= nuancen, die immer noch etwas gewisses Spanisches an sich hatten, aber im Grunde doch durchaus französisch waren. Sie stachen hier seltsam ab von dem Chor, der in der üblichen theaterspanischen Weise kostümiert war. Eine besondere Freude machte dann Frau Splva den musikalischen unter den Theaterbesuchern dadurch, daß wir dank ihr wieder einmal eine Carmen zu hören bekamen, die nicht erst im Auslande auftritt, wenn die Stimme ihre Jugendfrische schon lange hinter sich hat. Das prachtvolle Organ von Frau Sylva strahlt noch in voller Jugendkraft und ge= horcht mit unfehlbarer Sicherheit allen Intentionen der Künstlerin. Es kam allerdings, da es doch kein eigentlicher Sopran ift, in der "Carmen" beffer gur Geltung als im "Faust". An sich war aber auch die Leistung als Margarethe schlechthin vollendet. Besonders angenehm empfand man die absolute Natürlichkeit und Schlichtheit, das Tehlen jeder senti= mentalen Pose. Auch ihr Gretchen ver= mied mit Recht jeden Anklang an die Quelle von Gounods "Faust" und hielt sich nur an die Oper selbst. Es hatte nichts Träumerisches, sinnig Verschämtes, sondern war sich zu Anfang wenigstens seines Handelns klar bewußt; sie spielte nicht als das behäbige Bürgermädchen, sondern man merkte ihr das Mädchen aus ärmern Ver= hältnissen an, das aus eigener Erfahrung die Not des Lebens kennen gelernt hatte. Man sah ihr dies sogar an; in einem so dürftigen Gewande ist wohl noch selten ein Gretchen bei uns auf die Bühne gestommen. Wie übermächtig wirkte dann aber z. B. die Szene im Garten mit dem Schmuckkästichen!

Eigentliche Novitäten hat unser Opern= leben in den letten Wochen nicht gesehen. Der unvermeidliche "Walzertraum", der endlich auch in Zürich eingekehrt ift, hat nur bei einem Teil des Publikums Erfolg gehabt; ein anderer wandte sich mit Efel ab, und vorläufig scheint er noch keine gefährliche Konkurrenz für die "lustige Witwe" werden zu wollen, die in ihrem Siegeslauf immer noch weiter schreitet. Der Schluß der Saison bringt uns haupt= sächlich noch Wagner, zuerft den üblichen "Ring"-Intlus und dann noch sämtliche Werte vom "Rienzi" an in chronologischer Folge. Zwischenhinein wird, damit der Winter nicht ganz ohne Mozart vorüber= geht, noch der "Figaro" einstudiert. Bei dem Anfängerinnenbetrieb, wie er an un= serer Opernbühne zur Regel zu werden scheint, ist es allerdings stets ein Wagnis, eine Oper von Mozart herauszubringen. Soll ein Werk des Meisters gegeben werden, bei dem mehr als bei irgend einem andern ein Mißton stört, so sollte die Alternative: eine gute oder dann lieber gar keine Aufführung, besonders beherzigt werden. So sehr man sich auch immer, wenn man eine Reihe anderer Werke ichon gehört hat, nach einer Oper Mozarts sehnt, so wird man doch schließ= lich ohne Murren darauf Verzicht leisten, wenn eine ungenügende Darstellung zu er= warten ist. E. F.

— Schauspiel. Wir haben diessmal von Wilhelm Ochsenbeins Trauerspiel aus der germanischen Heldensfage "Rosamunde" zu reden, das am 10. März zum erstenmal im Stadtstheater in sorgfältigster Einstudierung und mit peinlicher Respektierung des Textes aufgeführt wurde und dann am 18. Märzseine Wiederholung fand, wobei der Rots

stift in wohltätiger Weise für eine, wie ich höre, recht ansehnliche Kürzung sorgte.

Der Berner Wilhelm Ochsenbein ift nicht der erste Schweizer, der nach dem Rosamundestoff griff. Der Luzerner Arnold Ott hat 1892 sein Trauerspiel dieses Titels publiziert. Da läßt Rosamunde ihren Gatten Alboin, der in die Stricke einer Buhlerin gerät, von dieser sich seine Gattin als untreu verdächtigen läßt und deshalb Rosamunden verstößt, ermorden, und da die Mörder nicht ganze Blutarbeit machen, endet sie mit einem fraftvollen Dolchstoß den Todeskampf Alboins und ersticht sich dann selbst, nachdem sich die entzweiten Chegatten vor dem Tode noch rasch wieder auf ihr besseres heidnisches Ich besonnen haben und nun vereint nach Walhall ziehen. Der Bekehrer der Langobarden, Bischof Warnefried, hat das lette Wort in der Tragödie: "O frevelvolles Weib, — Gott schuf fie!" Dann tenne ich noch ein Trauer= spiel "Alboins Tod" von einem bereits verstorbenen Basler Schullehrer Karl Schneider (das 1901 gedruckt wurde), eine brave, poetisch und dramatisch wertlose Arbeit.

Ochsenbeins Drama ist selbstverständ= lich von diesen beiden Vorläufern völlig unabhängig. Es macht, der Erzählung bei Paulus Diaconus gemäß, die Geschichte mit dem aus dem Schädel des Gepidenfönigs, des Baters der Rosamunde. gesormten Becher und der tödlichen Beleidigung, die Alboin mit diesem Becher seiner Gemahlin antut, zum Ausgangs= punkt der Tragodie, schließt diese aber, entgegen dem Chronistenbericht, mit dem freiwilligen Tode Rosamundens, nach= dem diese eingesehen hat, daß sie durch die blutige Tat wohl ihrer Rache genügt, darüber hinaus aber nur schwerste Schuld und unerträgliches Leid für sich gewonnen hat. Ihr Buhle Hellmich, den sie um so leichter zum Vollstreder ihrer Rache er= koren hat, als er ihre Liebe besitzt, ent= puppt sich als ein politischer Streber schlimmster Sorte, der nach der Ermordung Alboins durch die Beseitigung von dessen Söhnlein und Thronanwärter sich den Weg

zur Krone frei macht und so zum Verräter an Rosamundens heiligsten Gefühlen wird.

Wenn nur Ochsenbein diese ganze Verflechtung von pflichtmäßig übernom= mener und durchgeführter Rache und aus ihr quellender unvorhergesehener Schuld (man denke an Hamlet!) psnchologisch ein= wandfreier herausgebracht und mit innerer dramatischer Konsequenz organisiert hätte! Aber hier fehlt es leider seinem Stud. Daß Rosamunde sich ihrem königlichen Gatten ein Jahr lang ehelich versagt, nur weil sie von der Existenz jenes fatalen Bechers vernommen hat, ist gewiß nicht eben eine glüdliche Erfindung; daß sie dann aber in dem Moment, wo Alboin. um dem Gesandten des römischen Raisers in Byzanz zu zeigen, wie man bei den Langobarden mit Römerfreunden (wie der Gepidenkönig einer war) zu verfahren pflegt, aus dem Becher trinken will, dieses Gefäß zu entwenden sucht wie eine Waren= hausdiebin und dadurch gerade nun ihren Gatten dazu reigt, sie selbst zum Trinken aus dem Becher zu zwingen: das wirkt durchaus unglaubwürdig und erzwungen. Wie viel natürlicher klingt da der Bericht des Historikers, daß bei einem wilden Mahle, in der Trunkenheit Alboin diese Zumutung an seine Gattin gestellt habe. Die politische Motivierung der Bechergeschichte steigert deren Brutalität nicht, sie schwächt sie viel= mehr ab; denn dadurch erhält das Tun Alboins gewissermaßen eine patriotische Entschuldigung, just das, was der tragischen Konsequenz, die Rosamunde aus dem Tun ihres Gatten zieht, sehr schlecht bekommt. Dak dann Rosamunde sich dem hellmich ergibt, nicht aus einem Zwang, den sie als Befledung ihrer weiblichen Ehre empfindet, sondern aus einer rasch zum Durchbruch gelangenden Herzensneigung, die sie für ihre blutigen Zwecke ausnütt, ist gleichfalls psychologisch recht miklich, um so miklicher, als diese entscheidende Szene zwischen den Zweien sich hinter dem Borhang resp. in der Pause zwischen dem 2. und 3. Afte abspielt. So fehlen dann auch die einleuchtenden übergänge in der Seele des Hellmich, der zwischen

ber Treue gegen Alboin, seinen Herrn, ber Liebe zu Rosamunde und dem Ehrsgeiz auf eigene Rechnung so jammervoll hin und her geworfen wird, daß jede bestimmte, klare Charakterzeichnung verloren geht.

Rein menschlich gewinnt Ochsenbein aus dem Schmerz der Königin über die Ermordung ihres Söhnleins ein paar rührende Szenen, die zum besten im Stud gehören dürften; aber im Grunde fängt mit dieser Bluttat ein neues Drama an, dessen Held Hellmich heißt. Schließlich geht Rosamunde an dieser Ermordung thres Lieblings zugrunde, mährend der tragische, menschlich ergreifende Konflikt sich eigentlich an Rosamundens eigenem Tun auswirken sollte; denn an sich selbst frevelt Rosamunde doch am schwersten, in= dem sie der Pflicht der Pietät und der aus ihr sich ergebenden Rachetat ihre weibliche Ehre, also das Höchste, was sie als Individuum besitzt, opfern muß. hier scheint mir das Tragische des Rosamunde= Stoffes zu liegen, den man durchaus nicht an sich als einen epischen und daher der dramatischen Bearbeitung widerstreben= den bezeichnen darf.

Wilhelm Ochsenbein ist noch in den Jahren, da man aus Fehlgriffen lernen fann. Wenn er in der furgen Vorrede gu seinem, wie schon lettes Mal erwähnt, bei Huber in Frauenfeld erschienenen Drama — einer Vorrede, die auf drei Dugend Zeilen "Leitgedanken über Thea= tralik und dramatische Kunst" entwickelt - in der Bezeichnung eines Dramas als "bühnengemäß" implizite das Urteil aus= gesprochen findet, daß dieses Drama "or= ganisch aus dem Stoffe herausgewachsen" sei: so möchten wir aufrichtig wünschen, daß sein nächstes Werk dieses organische d. h. doch wohl in erster Linie seelisch organische Herauswachsen in weit höherem Grade zeige, als dies bei der Tragodie "Rosamunde" der Fall ist. Jedes organische Wachstum erfolgt von innen nach außen: beim umgekehrten Prozeß versagt auch "die plastische und malerische überredungs= fraft", von der Ochsenbein in der Borrede

spricht und in deren Handhabung er ein zweifellos bemerkenswertes Geschick schon in seinem dramatischen Erstling bewiesen hat.

Berner Stadttheater. Oper. "La Bohème". Oper von Puccini.

Im Kunstwart hat Kapellmeister Göhler von der Karlsruher Hofoper kurzlich mit volltönender Prophetenstimme versichert, das Seil für die Entwicklung der Oper werde von Italien kommen. Man stutt im ersten Augenblide bei dieser Prophe= zeiung eines deutschen Dirigenten. Deutsch= land, das die Oper durch Richard Wagner zu einem Gipfelpunkt der Entwicklung geführt hat, soll in der Weitergestaltung der Oper die Führung an Italien über= lassen. Aber wenn man das Fazit der musikalischen Produktion seit Wagners Tod zieht, so wird man doch etwas be= denklich. Der einzige Komponist, an dessen Namen sich wirkliche Erwartungen knüpfen lassen, ist Richard Strauß. Denn was man von einem Siegfried Wagner, hum= perdind, Schillings erhoffte, scheint leere Hoffnung bleiben zu wollen. Und Richard Strauß? Er ist wohl die umstrittenste Persönlichkeit, und nach dem zu schließen, was er bis heute der Bühne geschenkt hat, wird man sich wohl der Meinung zuneigen muffen, die Strauß als fünst= lerisch zwar sehr interessanten Geist, aber durchaus nicht als fruchtbringenden Un= reger und Begründer einer neuen Epoche des Musikdramas gelten läßt. In Italien aber hat eine mit Verdis späterer Schaffenszeit beginnende mächtige Entwicklung angehoben, die in Mascagni, Leoncavallo, Giordano, und por allem in Puccini ihre bedeutendsten Repräsentanten gefunden hat. Und ich glaube, man kann dieser neuitalienischen Musik das Prognostikon stellen, daß ihre Art für die jezige und nächste Opernepoche die maggebende sein mird.

In der vergangenen Saison gelangte "La Tosca" zur Aufführung, der Schluß der diesjährigen Spielzeit brachte uns das Werk, das Puccinis Ruhm geschaffen hat, "La Bohème". Wie bei Tosca ist auch hier der hervorstechendste Bug von Buccinis Musik die hinreißende Begeiste= rung und Leidenschaftlichkeit. Bon der dramatischen Kraft, die sich in der Tosca äußert, ist in "La Bohème" allerdings wenig zu verspüren, denn die textliche Borlage gab dem Komponisten wenig Gelegenheit, von den zartklingenden Saiten weicher Lyrik zu den rauher gesponnenen. tiefer dröhnenden Saiten start bewegter Dramatik zu greifen. Diese Fähigkeit Puccinis, das Lyrische wie das Dra= matische mit gleicher Vollkommenheit zu meistern, scheint mir der triftigste Beweis für die umfassende Künstlerschaft des italienischen Meisters, die noch Größeres von ihm erwarten läßt. Eine weitere Charafterisierung der Musik Buccinis er= übrigt sich mir, da über sie anläßlich der Zürcher Erstaufführung der Boheme den Lesern der "Berner Rundschau" bereits eingehend berichtet worden ist. (Seft 8 des ersten Jahrganges.) Die Aufführung trug unter Kapellmeister Collins musikali= scher Leitung und unter Herrn Franks Regie einen vollen Erfolg davon.

- Carmen. Oper von Biget. Die Gestalt der Carmen ist in den letten Jahren zur Gastspielrolle par excellence geworden. Auch Madame Marguerite Sylva von der komischen Oper in Paris hat neben der Rolle der Margarethe in Counods Faust die Carmen zu ihrem Gastspiel erwählt. Von all den Dar= stellerinnen dieser Rolle, die wir in Bern sahen, hat Frau Sylva musikalisch und stimmlich das Bedeutendste geboten. Die Künstlerin besitzt eine außerordentlich gut gebildete, große Stimme, die namentlich in der Sohe von strahlendem Glanze ift. Dazu versteht Frau Sylva sehr fein zu singen. Ihre Auffassung ber Carmen ist eine durchaus eigenartige. Sie inter= pretiert den Charafter der Carmen nicht nach der Seite erdenhafter Sinnlichkeit hin, sondern hebt in erster Linie den Bug berechnender Koketterie, verführerischer Eleganz hervor. In der faszinierenden Eleganz, mit der sie die Carmen ausstattet, scheint mir vor allem der bestrickende Zauber zu liegen, den die Künstlerin auf das Publikum ausübte.

Die übrige Aufführung erhob sich kaum zur Mittelmäßigkeit. Der Chor gelangte den ganzen Abend hindurch kaum zu einem reinen Akkord, und nicht viel Besseres ist vom Orchester zu berichten. E. H—n.

- Schauspiel. Bon den drei Gin= aftern des Jungwieners Felix Salten, die unter dem Titel "Bom andern Ufer" (zu ergänzen: des Lebens) zusammengefaßt sind und Weltbildchen mit Berücksichtigung der Jenseits=, Grabesrand= oder Zucht= hausperspektive geben, war im 8. Heft (II. Jahrg.) der "Berner Rundschau" unter den Züricher Theaterberichten die Rede. Für die Leser, die sich nun noch einmal dafür interessieren, verweise ich auf die zitierte Stelle; allen denen aber, die irgendwie Aussicht haben, die Dingerchen durch eigene Anschauung kennen zu lernen, möchte ich raten, sich nicht die Freude des überraschtwerdens zu verderben. R. K.

Bürcher Musifleben. Der 25. Februar brachte uns die lette, sechste Rammer= musikaufführung dieser Saison, deren Programm infolge der inzwischen erfolgten Berufung unseres ersten Geigers, herrn W. Adrond, nach London eine wesentliche Abänderung gegenüber den ursprünglichen Planen erfahren hatte: anstatt Debusigs Streichquartett hörten wir Schumanns Rlavierquartett und Schuberts Es-dur-Trio wurde ersetzt durch Beethovens Serenade op. 8 für Bioline, Biola und Cello, mit der das verwaiste Quartett die Serie der Konzerte ausklingen ließ. Zwischen beiden Werken spielte Herr Robert Freund, der aukerdem den Klavierpart des Schu= mannschen Werkes mit gewohnter Fein= fühligkeit durchführte, drei Lisztsche Kom= positionen: Invocation, Bénédiction de Dieu dans la solitude und Funérailles (aus «Harmonies poétiques et religieuses»), in denen er seine technische Meisterschaft wie seine hervorragende musikalische Gestal= tungsgabe aufs neue glänzend bemährte. - Das vielleicht interessanteste Konzert der letten Periode brachte der 1. März

mit einer Aufführung der mutmaglich Joh. Seb. Bach'ichen Lucas=Passion durch den rühmlichst bekannten Säuser= mannichen Privatchor. Wennichon es gewiß eine bedeutende Kluft ist, die das Werk seinem Geiste nach von den Schöpfungen des späteren gereiften Meisters trennt, so kann man ihm doch auf keinen Fall eine Fülle musikalischen Reizes, den Zauber eines echten, innigen, wenn auch gewiß noch nicht abgründig-tiefen Gefühls= lebens absprechen. Formell bietet das Werk in engem Anschluß an den biblischen Text eine große Bahl furzer Säte, die, wenn sie sich auch nirgends zu dem gewaltigen Ausdruck des Schöpfers der Matthäus= passion oder H-moll-Messe erheben, doch zum mindesten in dem belebteren zweiten Teil einer charakteristischen Sprache nicht entbehren. Einen hohen Reiz erhält das Werk durch die zahlreich eingestreuten, teilweise wunderbar schönen Chorale, auch die nicht eben gahlreichen Arien für Sopran, Alt und Tenor miffen durch echten Stim= mungsgehalt für sich zu gewinnen. Die Aufführung unter hans häusermanns Leitung dürfte als durchaus gelungen bezeichnet werden; nicht nur der Chor, sondern auch die zahlreichen Solisten, von denen wir als Vertreter der Hauptpartien Frau Louise Esset = Eggers (Sopran). sowie die herren Alfred Flury und Musikdirektor Linder (Tenor), von denen letterer die umfangreiche Rolle des Evan= gelisten trefflich durchführte, und Emil Mener (Baß, Jesus) leisteten Ausge= zeichnetes. —

Das zehnte Abonnementskons zert vom 3. März war mit Handns Symphonie Nr. 7 in C-dur, Beethovens Biolinkonzert u. Leonoren-Duvertüre Nr. 3 ausschließlich der klassischen Muse geweiht. Für Prof. Eugène Psape, dem es sein Künsklerstolz allem Anschein nach nicht gestattete, den sehr berechtigten Wünschen unseres Kapellmeisters Bolkmar Ans dreae bezüglich der Programmausstellung zu entsprechen und der daher wenige Tage vorher seine Absage "gedrahtet" hatte, war Prof. Carl Flesch aus Amsterdam

eingesprungen, ein Rünstler, der durch sein wunderbar ausgereiftes Spiel uns das Bedauern, den großen Bruffeler Meifter nicht hören zu dürfen, bald durchaus ver= gessen ließ. Den vorzüglichen Eindruck des Violinkonzertes wußte er mit einigen Solostuden von Nardini. Lotti und Leclair aufs vollkommenste zu bestätigen. Die beiden ersten populären Sym= phoniekonzerte am 10. und 17. März brachten uns die Symphonien Nr. 39 in Es-dur von Mozart, Mr. 4 in C-moll von Brahms, Mr. 5 in C-moll "Aus der neuen Welt" von Dvorak und Nr. 8 in F-dur von Beethoven, von denen na= mentlich das lange nicht gehörte Dvoraksche Werk trok mancher unleugbaren Längen dank seines tiefen Gefühlsgehaltes eine tiefgehende Wirkung erzielte. — Bon Solisten=Ronzerten der letten Zeit ver= dienen lobende Hervorhebung zunächst der Alavierabend von Raoul v. Koczalski am 11. d. (Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Chopin), auf den wir das nächste Mal in einer turzen Zusammenfassung ber sämtlichen hiesigen Konzerte des Künstlers noch zu sprechen kommen werden, sodann das Konzert der Serren Engelbert Röntgen (Cello) und Frit Niggli (Rlavier), auf deffen Programm die Gonaten op. 5 Nr. 1 in F-dur von Beet= hoven und op. 41 in A-moll von J. Rönt= gen für Bioloncello und Klavier, die Cellopartie in C-dur von Bach und die Phantafie op. 17 in C-dur für Klavier von Schumann standen. In ihrer Urt nicht minder gelungen waren die beiden Sugo Wolf-Abende, die am 16. und 19. d. unsere geschätte Konzertsängerin Frau Mina Neumann=Weidele im Berein mit dem Leipziger Tenoristen Oskar Noë und Volkmar Andreae als Begleiter veranstaltete. Auf die Gefahr hin, den Rahmen des unserer Berichterstattung zustehenden Gebietes zu überschreiten, möchte ich mit einer rühmenden Erwähnung hier auch noch der verdienstvollen Aufführung von Lists "Legende von der heiligen Elisabeth" durch den gemischten Chor Winterthur unter Prof. Dr. Ernst Ra= deckes Leitung gedenken, die dem rüh=

rigen Kunstleben in unserer Nachbarstadt ein ehrendes Zeugnis ausstellte. W. H.

Bafler Mufifleben. Das neunte Abonnements = Symphoniekonzert erhielt seine besondere Weihe durch die Gedentfeier an den 13. Februar 1883, an dem sich in der poesieverklärten Lagunenstadt die Augen des Meisters geschlossen haben. Herr Kapellmeister Suter hatte als Fest= nummer das Borfpiel und den Schluß (Isoldes Tod) aus "Tristan und Isolde" gewählt und in gewohnt sorgfältiger Weise vorbereitet. Der tiefgehende er= schütternde Eindruck dieser erhabenen Klänge konnte nur wenig durch die unzu= reichende Leistung der Solistin gestört werden, beren Stimme wohl einmal eine Glanzzeit gehabt haben mag: wer sich mit ganger Inbrunft in die Tonfluten versenkte, vergaß über dem Rauschen der vollen Orchesterwogen bald, daß da noch eine Singstimme mitwirkte! Bedeutend schlim= mer war natürlich das Migverhältnis bei dem Bortrag der Ballade der Senta, bei welcher die Solistin so sehr die Hauptrolle zu spielen hat, daß das in die Schauer der Gespenster=Romantik getauchte Stud mit ihr steht und fällt. Den Chor der Spinnerinnen bildeten in dankenswerter Weise Mitglieder des "Basler Gesang= vereins". Man wird es begreiflich finden. daß unter den gegebenen Umständen auch die große Leonoren-Arie aus "Fidelio" nicht zur Wirkung kommen konnte. Um so mehr durfte man sich an den Orchester= vorträgen erfreuen. Der Finlander Jean Sibelius führte sich mit seiner Ion= dichtung "En Saga" ("Eine Sage") in hohem Grade vorteilhaft ein. Er hat augenscheinlich nordische Volksmelodien benutzt, sie aber in äußerst geistreicher Weise verarbeitet und in ein Orchester= gewand gehüllt, das an düster schillernder Pracht seinesgleichen sucht. — Eine Glanzleistung war die Wiedergabe der siebenten Symphonie (A-dur) von Beethoven; man barf zu ihrem fein abgetonten und temperamentvollen Vortrag das Orchester und seinen Leiter herzlich beglückwünschen.

- Der "Baster Gesangverein" führte am 23. Februar die Messe in Dmoll von Friedrich Klose auf. Sie trägt zwar noch vielfach die Kennzeichen eines Jugendwerkes, als welche sie, wie man dem Referenten mitteilt, vor etwa zwanzig Jahren entstanden ist, zeigt aber doch ichon recht bedeutende Anfätze, fo namentlich den großen Orgelpunkt des Vorspiels. In staunenswerter Weise ist es dem protestantischen Komponisten ge= lungen, den spezifisch katholischen Ton zu treffen, so namentlich in dem allerdings von Rechtswegen gar nicht in die Messe gehörenden "Ave Maria" (Sopransolo) und dem Duett für Sopran und Tenor "O salutaris hostia" (für das im deutschen Text übrigens zu lesen stand: "Opferlamm. sei gegrüßt" [!]). Das effektvoll instru= mentierte Werk hat zudem den Vorzug leichter Sangbarkeit und gefälliger Me= lodiosität, ohne sich in die Tiefe mystischer Grübeleien zu verlieren. An der wohl= gelungenen Aufführung beteiligten sich außer dem unter herrn Kapellmeister Suters Leitung stehenden Berein und dem verstärkten Orchester der Allgemeinen Musikgesellschaft die Damen Fräulein Johanna Did aus Bern (Sopran) und Frida Hegar aus Zürich (Alt), sowie die Herren Robert Kaufmann aus Zürich (Tenor), Paul Böpple aus Basel (Bag) und Adolf hamm (Orgel) und verhalfen dem Werk zu einem guten Gesamteindruck, welchen der Referent aller= dings nicht ungetrübt genießen konnte, da man ihm seinen Plat hinter einem Pfeiler angewiesen hatte G. II.

Berner Musitleben. V. Abonne = ments=Konzert. So ist denn schließ= lich auch Max Reger zu uns gelangt und zwar mit einem seiner eigenartigsten Werke, der Serenade op. 95. Die Novi= tät hatte ein zahlreiches Publikum an= gezogen, das mit Interesse dem lang= gedehnten Werke folgte. Was bietet denn Reger Neues, Eigenes, Wertvolles, was sind die hervorstechenden Eigenschaften seiner Kunst, die ihm so rasch eine erste Stellung unter den modernen Komponisten

schuf? Vor allem ist es wohl das eminente technische Können Max Regers, das ihn auszeichnet, eine spielende Leichtigkeit, die schwersten kontrapunktischen Möglich= keiten zu verwirklichen, wobei die Ber= webungen der Themen nie einen gekünstel= ten und gesuchten Eindruck machen. Sein Kontrapunkt ordnet sich stets der musikali= schen Idee unter, nie erscheint er als Selbstzwed. Man empfindet wirklich Freude über den weichen Fluß, und die oft kede und originelle Ausgestaltung des har= monischen Ausdrucks. Als zweiter Saupt= vorzug ist die glänzende the matische Erfindungsgabe Regers zu nennen. Ausdrucksvolle Anappheit, fristallene Alar= heit. Wärme der Empfindung sind Eigen= schaften, die unmittelbar bestechen. Bei der Wahl der Themen scheint Reger nur nach seinem musikalischen Empfinden vor= zugehen, die lange, peinliche Erwägung über ihre kontrapunktische Brauchbarkeit, wie sie die ältere Schule verlangte, scheint Reger nicht mehr vornehmen zu muffen. Diese Emanzipierung von mathematischer Klügelei gibt dem Komponisten die Mög= lichkeit zu uneingeschränkter Aussprache seiner musikalischen Gedanken. Man teilt Reger in seinem Schaffen Bach-Beethoven= icher Art zu. Mir scheint Reger eine durch= aus eigenartige Erscheinung zu sein, eine selbständige Versönlichkeit. Bei all seiner Tiefe ist er doch nicht der wuchtige Dra= matiker; seine Erfindung ist vielmehr so einfach und anspruchslos, daß darum der Bergleich mit dem titanenhaften Wesen Beethovens wenig begreiflich erscheint. Seine Lieder, seine Instrumental= und Orchesterwerke machen stets den Eindruck "schlichter Weisen", den auch die gewagteste und charakteristischste Harmonik nicht auf= zuheben vermag. Ob aber von Reger eine Schule dieser Richtung ausgehen wird, halte ich für höchst fraglich, denn das Bezwingende, die eigentliche "Größe" ist in Regers Werken doch nicht vorhanden.

Das Programm enthielt noch die Ouvertüre zur schönen Melusine von Felix Mendelssohn (wann werden wir in Bern wohl einmal Arnold Mendelssohn zu

Gehör bekommen?) und die Tannhäuser= Ouverture, die eine wenig interessierende, leidenschaftslose Aufführung erfuhr. Als Solist mar einer der bedeutendsten Cello= spieler verpflichtet, Prof. Sugo Beder aus Frankfurt. Mit großer Gewandtheit und fabelhafter Technik spielte Beder ein Konzert von Eug. d'Albert (eine recht un= bedeutende Romposition) und das Adagio und Kinale aus der Sonate in C-dur von 3. Sandn, die den fünstlerischen Gigen= schaften Beders ganz besonders entsprach und den tiefsten Genuß verschaffte. Um das Gelingen des Konzertes machte sich besonders herr Dr. Munginger mit seiner vortrefflichen Einstudierung der Reger= Serenade verdient. E. H—n.

Das Zürcher Künstlerhaus beherbergt bis Mitte April eine umfangreiche Kolsleftion von Arbeiten Hans Beat Wieslands. Mit das Beste darunter sind eine Anzahl frischer, mit sicherer Verve heruntersgemalter Aquarelle aus der Gebirgswelt seiner schweizerischen Heimat; daneben sinden sich einige mehr studienhafte farbenträftige, saftige Delsachen, wie eine Partie aus dem Walliser Dorf Euseigne und Partien von der Bernina und der Gemmi. Unter den figürlichen Arbeiten

die beste ist die auf das Lichtproblem hin gemalte Dame in Weiß, die auf einem terrassensörmigen Andau über der sonnesbeschienenen Seesläche mit ihrem Kindchen im Arm steht; das luminaristisch Interessante hat Wieland glücklich zur malerischen Darstellung gebracht.

Wenig fesselt die Landschaftsmalerei des Karlsruhers Kampmann, von dem man hin und wieder treffliche Steinzeich= nungen sieht, die seiner Olmalerei ent= ichieden überlegen find. Dagegen entzüt= ken das Auge des Kunstfreundes Rudolf Sieds ebenso delikat empfundene, als klar und durchsichtig gezeichnete und dabei doch eines ganz ausgesprochenen feinfar= bigen Charafters nicht entbehrende Land= schaften vom Bodensee, seinem Aufenthalts= ort, und Butlers, eines ebenfalls am Bodensee lebenden Engländers, auf Tonfeinheit gestellte Arbeiten: neben fleinen landschaftlichen Sachen, wie einem Boden= seebildchen von blauem Zauber, ein weib= liches Porträt, dann in Lebensgröße eine Arbeiterfrau — eine Symphonie in Braun — und eine in einfachem Raume an= dächtig dasigende Rommunikantin in weißem Kleid, ein Bild von einer wunderschönen koloristischen Weichheit und zartestem Gen= sorium für die Reize des Tones.

Literatur und Kunst des Huslandes

Rrisis an der Berliner Nationalsgalerie. Der seit Jahren weltbefannte Direktor der Nationalgalerie, Prof. von Tschudi, ist auf ein Jahr beurlaubt, d. h. tatsächlich entlassen worden. Der Grund dieses überraschenden Vorfalls liegt in der Unvereinbarkeit der künstlerischen Ansichten des Kaisers mit denen des bisherigen Direktors. Tschudi hat der Berliner Nastionalgalerie eine ganz andere Gestalt gegeben. Seine Ankäuse betrasen mit Vorliebe die modernen Franzosen, von denen er wiederum die Gründer des Imspressionismus besonders bevorzugte. Als

der Kaiser diese Käuse nicht mehr billigte, wußte sich der Direktor zu helsen, indem er reiche Kunstliebhaber veranlaßte, die gewünschten Werke dem Museum zu schensten. Dann kam die Bestimmung, daß der Kaiser auch die Schenkungen zu genehmigen habe. Darüber sollte Tschudi fallen. Es scheint, daß er aus Mißverständnis geglaubt hat, die kaiserliche Zustimmung zur Erwerbung einiger Bilder aus dem Kreise von Fontainebleau erhalten zu haben. Als er diese Sanktion schriftlich einholen wollte, wurde sie verweigert und ihm der Urlaub erteilt. — Zuerst schien es, als